

„... ab in die Lubjanka“

Fridolin Seydewitz (1919–2016) wäre 2019 hundert Jahre alt geworden.

Eine Würdigung von *Dr. phil. Dieter Rostowski*

Am 7. Februar 1919 wurde Fridolin Seydewitz (liebevoll Frido genannt) in Leipzig als Spross einer alten sozialdemokratischen Arbeiterfamilie geboren. Sein Vater Max Seydewitz war linker Sozialdemokrat, gelernter Buchdrucker und sozialdemokratischer Redakteur, der für die SPD im Reichstag saß. Die Eltern hatten die Kinder einbezogen in ihre Gedanken, ihre Meinung gehört und herausgefordert. Sie hatten sie im proletarischen Sinn erzogen, auch Stolz auf ihre Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse herausgebildet. Seine Erziehung führte Frido zum Entschluss, sich in den „Roten Falken“ zu organisieren.

In Zwickau besuchte Frido nach Umzug der Familie eine Volksschule und dann die Freie Schul- und Werkgemeinschaft in Letztlingen. Für ihre Zeit war die Schule sehr fortschrittlich und modern. Dort erlernte er bis 1930 ein starkes Gemeinschaftsgefühl, aber auch den aktiven Willen zu Gerechtigkeit und Demokratie. 1930 zog die Familie arbeitsbedingt nach Berlin. Hier besuchte er mit Bruder Horst die Karl-Marx-Schule in Berlin-Neukölln. Fridolin wuchs mit mehreren Geschwistern auf, mit den Brüdern Christoph und Horst sowie seiner Schwester Nina. Fridolins soziale Kompetenz und Offenheit trugen allmählich dazu bei, dass er selbst in der großen Stadt viele Freunde finden konnte, die fast alle seine Überzeugung teilten. Sein größter Gegner während der frühen Nazizeit war die Hitlerjugend. Schon als Junge verteidigte er seine Einstellung. Fridolin sah auch den Reichstag brennen, was die Nazis selbst inszeniert hatten und dann den Kommunisten in die Schuhe schoben.

Am 5. März 1933 verschaffte sich die SA Zutritt zur Wohnung der Familie Seydewitz. Die Eltern waren gerade im Wahllokal zur Reichstagswahl und hatten Halbschwester Nina mitgenommen. Die SA-Männer trafen nur die Jungen an, die verängstigt waren. Schnell kam es am Haus zu einem kleinen Auflauf von Leuten, die vom nahen Fußballplatz nach Hause liefen. Diesen Tumult bemerkten die Eltern von weitem. Deshalb gingen sie nicht weiter, sondern zu Freunden. Von dort erreichten sie telefonisch den ältesten Sohn in ihrer Wohnung, der sie heimlich warnen konnte. Die Eltern ließen schweren Herzens im April 1933 ihre Jungs zurück und begaben sich mit der kleinen Tochter auf eine riskante Flucht aus Deutschland. Ihr Ziel war die noch nicht besetzte Tschechoslowakei.

Die Jungen befanden sich bis zum 1. April in Geiselhaf der SA, aus der sie fliehen konnten, weil die SA-Männer zum Judenboykott gingen. Später gelang es den drei Jungen mit Unterstützung von Dr. Maria Grollmuß, in die Tschechoslowakei zu fliehen. Rückbesinnend schrieb Max Seydewitz in seinem Buch „Es hat sich gelohnt zu le-

ben“: „Da unsere beiden großen Jungen inzwischen in die Jahre kamen, wo sie einen Beruf erlernen mussten, wozu es in der Tschechoslowakei keine Möglichkeit gab, waren sie froh, im September 1935 durch Vermittlung von Genossen der KPD als Emigranten in die Sowjetunion fahren zu können. Danach haben wir uns über ein Jahrzehnt lang nicht gesehen und kaum voneinander gehört. Frido kehrte 1948 zu uns in die Heimat zurück, Horst im Oktober 1949.“

Was war in der Zwischenzeit passiert? Frido und sein Bruder Horst kamen 1935 nach Moskau in eine Flüchtlingskolonie. Einige Zeit später konnte Frido als Montageschlosser in einer großen Fabrik Arbeit finden. Lange lebten die beiden Jungen in der Emigrantensiedlung. Sie hatten Hunger nach Bildung, und Frido meinte: „Eine ABF (Arbeiter- und Bauern-Fakultät) machte das möglich. Alles das tat ich, weil man sich einrichten musste, obwohl ich auch dachte, dass es den deutschen Faschismus nicht lange geben wird. Wir jungen Leute gingen auch auf Wanderschaft und führten Fahrten durch. So gab es aber auch verschiedene Initiativen, durch die wir gefördert wurden. Es war aufregend in Moskau. Wir besuchten den Klub ausländischer Arbeiter, den Thälmann-Klub, Theater und Konzerte. Wir fuhren auf die Krim und sind sogar in den Kaukasus geflogen; bestiegen den Elbrus. Eigentlich war das eine glückliche Zeit in der Sowjetunion.“

Dann wurde Bruder Horst plötzlich verhaftet. Im Hotel „Lux“ traf Frido am 17. Februar 1938 Wilhelm Pieck, den KPD-Vorsitzenden, worüber sich Frido äußerte: „Er empfing mich freundlich, sehr liebenswürdig und sagte, er könne sich auch nicht vorstellen, dass mein Bruder etwas verzapft habe.“ Am 9. März 1938 wurde es zur traurigen Gewissheit im Leben von Frido und Horst Seydewitz: Bereits im Januar 1938 war ihnen die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt worden. Nun mussten sie versuchen, die sowjetische Staatsbürgerschaft zu erlangen. Frido: „Nachts vom achten zum neunten März: Wir haben in unserem Emigrantenheim Frauentag gefeiert. Auch ich habe ordentlich das Tanzbein geschwungen. Dann Verhaftung, ab in die Lubjanka: Ich dachte, die haben die Besoffenen aus ganz Moskau aufgelesen; Verhör: ‚Du bist Deutscher, also bist du ein Spion.‘“ Er und sein Bruder Horst seien angeblich Mitglieder einer Hitlerjugend in Moskau gewesen, zu der auch der Sohn von Hans Beimler gehöre, lautete die Anschuldigung, wobei das bei Horst gefundene Fahrtenmesser die Waffe gewesen sei, mit der er Stalin am Spaski-Turm habe umbringen wollen.

Nach fast einjähriger Haft im Taganka-Gefängnis erging das Urteil: acht Jahre Arbeitslager! Sein Bruder war bereits nach Workuta verschleppt. Frido wur-



de über Wochen durch ganz Russland transportiert: Auf der „Reise“ litten die Gefangenen unter schlechten hygienischen Bedingungen und geringen Rationen an Brot und Wasser. Nach der Ankunft ging es auf ein Schiff; später wurden die Gefangenen dann in den Gulag von Kolyma verbracht. Frido: „Zu Beginn wurden wir von einem Arzt abgehört, der dann entschied, in welche der drei Gruppen wir eingeteilt werden: leichte Arbeit, mittlere Arbeit, schwere Arbeit. Ich wurde in die Gruppe mittlere Arbeit eingeteilt, Goldgrube. Die Einteilung erfolgte ohne Rücksicht auf das Alter. Hinzu kam, dass wir als ‚politische Volksfeinde‘ (Reichsdeutsche) eingestuft wurden. Das bedeutete, dass wir dem Regime schutzlos ausgeliefert waren. Selbst die Kriminellen konnten sich an uns auslassen. Die Organisation im Lager war vorwiegend durch die Kriminellen besetzt. In der Goldgrube hatte ich das Tagesziel, fünf Kubikmeter täglich zu schaufeln, was für mich illusorisch war und ich nie schaffen konnte.“

Frido weiter: „Wir/ich hatte(n) die Sowjetunion anders eingeschätzt und in ihr die Zukunft gesehen, weil von dort der Gedanke ausging, dass man friedlich auf der Erde leben kann. So dachten viele ehrliche Sozialdemokraten und Kommunisten, die sich auch für uns einsetzten. Wir/ich hielten auch nichts vom Führer-Kult, denn das darf es nicht geben. Die Sowjetunion hat sich mit Stalin selbst ein Grab geschaffen, sich selbst ins eigene Fleisch geschnitten, und der Sozialismus ist diskreditiert worden. Das ganze Leben haben mein Vater und ich keine Waffe angerührt, und dennoch, vielleicht deswegen, haben wir überlebt. Von meiner Schulklasse aus 40 Kindern haben nur zwei das Ende des Zweiten Weltkrieges erlebt. Solch eine Vernichtung von Leben darf es nie wieder geben!“

Nach über acht Jahren Gulag kam Frido im September 1946 aus dem „Strafvollzug“ frei. Doch die Freude hielt sich in Grenzen. Denn bis Januar 1948 blieb

er in Kolyma in „ewiger Verbannung“. Endlich, im März 1948, konnte er nach Deutschland zurückkehren. Fridolin ließ den Kopf nicht hängen und suchte nach neuer Betätigung. So konnte er zunächst im Dresdner Jugendamt arbeiten und schon 1950 nahm er ein Jurastudium auf. Mit Erika Pöschmann hatte er drei Kinder; der jüngste Sohn (Jürgen, geboren 1953) lebte nur wenige Tage, was für beide Partner ein herber Schlag war. 1954 wurde Tochter Nina geboren, die von 1954–2010 lebte. Sein Sohn Peter wurde 1956 geboren.

Nach dem Jurastudium war Frido Seydewitz als Staatsanwalt tätig, mit dem Schwerpunkt Wirtschaftskriminalität. Später, 1960, erfolgte sein Einsatz in der Generalstaatsanwaltschaft als Berater zur Ausbildung neuer Anwälte. Er blieb der juristischen Tätigkeit bis zum Renteneintritt 1979 treu. Aber das Jahr 1961 war für ihn eine besondere Genugtuung: Das oberste Gericht der UdSSR nahm am 12. November seine Rehabilitierung vor.

Die 90er wie auch die 2000er waren für Fridolin Seydewitz aktionsreich. So baute er gemeinsam mit Hans Lauter, Edith Sparmann, Werner Wolf und anderen die 1953 aufgelöste VVN in Sachsen wieder auf. Frido wurde ihr erster Vorsitzender. Erlebenswert waren stets seine Vorträge vor interessierten Menschen, besonders auch vor Schülern und im Rahmen der Zeitzeugengespräche in Hoyerswerdaer Schulen beim Projekt „Wider das Vergessen“ der RAA Hoyerswerda. Er hob hervor: „Gern erinnere ich mich an Lieder, die wir voller Inbrunst sangen: ‚Nie, nie woll'n wir Waffen tragen. Nie, nie woll'n wir wieder Krieg. Hei, lasst die großen Lumpen sich allein erschlagen, wir machen einfach nicht mehr mit!‘, und ‚Brüder, zur Sonne, zur Freiheit‘, oder ‚Wacht auf, Verdammte dieser Erde‘.“

Sehr aktuell dürfte eine Aussage sein, die er wenige Jahre vor seinem Tod traf: „Die Überlebenden der Nazi-Hölle schworen 1945 ‚Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg!‘ Wir als VVN-BdA müssen darauf aufmerksam machen, dass es nicht unbedingt einer faschistischen Herrschaft bedarf, um Krieg zu führen. Und wir sollten auch mit Rechnungen die Kriegspolitik diskreditieren. Welche großen sozialen und kulturellen Leistungen könnte der Staat erbringen, wenn er das in Rüstung und Kriegsführung investierte Geld für eine den Menschen dienende Politik ausgeben würde!“ – so der Ehrenvorsitzende der VVN-BdA Sachsen, der am 10. April 2016 verstarb. Seine Freunde und Kampfgefährten konnten an seinem Grab auf dem Dresdner Heidefriedhof auf sein erfülltes antifaschistisches Leben voller Stolz und Dankbarkeit zurückblicken. Würde er noch leben, hätte er 2019 seinen 100. Geburtstag begehen können.